

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 45 (1941-1942)

Heft: 18

Artikel: Was ein Lied vermag

Autor: Weckerle, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was ein Lied vermag

„Schon wieder singen sie!“ Frau Reinholds Augen blitzten helle Entrüstung. „Diese Leute sind einfach unverschämt.“

In einem hellen Hauskleid, den Staubwischer in der Hand, versinnbildlichte sie jenen Typ der Hausfrau, dem Ordnung und Reinlichkeit „höchste Tugend“ sind. Herrn Reinholds sorgfältig rasiertes Gesicht und sein korrekter Anzug bezeugten ebenfalls große Vorliebe für Ordnung und Genauigkeit. Er hatte eben seine lieben Rosenstöcke begossen und den Ginster am Gartenhäuschen neu aufgebunden. Mit gezwungenem Lächeln bestätigte er: „Sie singen, tatsächlich, sie singen!“

Auf einem Gerüste kauernd, gegen die besonnte Wand des Hauses die Schattenhouette ihres Körpers, ihre Leiter und das Hin- und Hergleiten des pinselbewaffneten Armes werfend, sangen die beiden Maler in den schönen, warmen Sommermorgen hinaus.

„Diese infame Singerei!“ fauchte Frau Reinhold und verschwand im Zimmer. Die singenden Maler schienen die Ruhe und Ordnung ihres wohlanständigen, würdigen Hauswesens mit dem ohrenbetäubenden Lärm aus den Angeln heben zu wollen. Der ältere skandierte mit Begeisterung: „Wo Berge sich erheben“. Der junge Geselle sang mit Unbrust: „Das ist die Liebe der Matrosen!“

„O diese abgedroschenen Schlagermelodien,“ seufzte Frau Reinhold. „Rege dich nicht auf, alle Maler singen, sie singen immer und überall. Ihr Beruf bringt das mit sich!“

„Wirklich?“ entgegnete die Hausfrau gereizt. „Nicht umsonst bangte mir vor diesen Reparaturen. Schon volle drei Wochen leben wir in Unruhe, Staub und Lärm, alles ist aus den Fugen, jede Ordnung gestört. Die Magd wird gehässig, sogar Karo, der nie mehr zu seiner gewohnten Ruhe kommt, ist mürrisch und fühlt sich unbehaglich.“ Wirklich lag er zu einer Kugel zusammengerollt auf der obersten Stufe der Freitreppe, und hinter seinem langen Haargeflinser blitzten seine Augen misstrauisch in die Richtung der Sänger.

Wie viele unangenehme Unterredungen, ja beinahe Streitigkeiten hatte es mit dem Hausbesitzer

abgesetzt, bis endlich alle die nötigen Reparaturen bewilligt worden waren! Freudig, wie Retter in der Not, waren die ersten Arbeiter empfangen worden. Bald aber betrachtete man sie wie Eindringlinge, und mit der Zeit wurden sie geradezu unerträglich. — Wie waren sie rücksichtslos! Die Maurer trugen die weißen Spuren ihrer Tätigkeit an Händen und Füßen durchs ganze Haus. Der bucklige Zimmermann schuf eine besondere Atmosphäre, den herben Geruch von gelagertem Tannenholz und rinnenden Schweißes, wie es den dröhnenden Schlägen seiner Art entsprach. Die Spengler mit ihrem klappernden Blech, ihren Lötlampen und derben Witzen turnten wie Kobolde auf dem Dach herum und freuten sich an dem prasselnden Ziegelregen, mit dem die Dachdecker ihren Fleiß nach allen vier Himmelsrichtungen demonstrierten. Tagelang musste man bei Krach und Gehämmer gegen Staub, Schmutz und Lärm kämpfen, und nun zu guter Letzt meldeten sich noch diese Maler mit ihren Geräten, Pinseln und Farbtöpfen und bissfesten wieder, was mit Mühe und Zeitaufwand einigermaßen gesäubert worden war. Dazu diese Singerei, die Hausfrau, Magd und Hund zur Verzweiflung brachte!

„Freund, ich bin zufrieden, geh es wie es will...“ brummte der Baß des weißhaarigen Alten. „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!“ jubelte der wohlfrisierte Junge ...

„Ja, geh, und komm nicht wieder,“ grölte Frau Reinhold und lief aus dem Haus in den Garten. Unauffällig folgte ihr der Gatte und schnitt mit scheinbarer Ruhe und Überlegung ein wildes Schloß von einem Rosenbüschchen. Die Maler nahmen anscheinend keine Notiz von dem Ehepaar, sie arbeiteten gleichmäßig weiter, schraubten aber die Stimmkraft auf ein kaum mehr hörbares Pianississimo herunter.

Frau Reinhold betrachtete mit strenger Miene die unempfindlichen Rücken der Maler-Sänger und schritt dann gravitätisch und befriedigt von der Wirkung ihres Erscheinens ins Haus zurück.

Herr Reinhold folgte ihr erleichtert, denn es war ihm immer unbehaglich, wenn seine Ehehälftie erregt war.

Aber plötzlich hub der Malergesang von neuem

an und stieg in jubelnden Fanfaren zum blauen Sommerhimmel. Karo verbat es sich mit gehässigem Bellen. Frau Reinhold rang in stummer Entrüstung die Hände.

Bei dem wenig gemütlichen Mittagessen, bei dem die Magd mit dem Hund, die Frau mit der Magd und der Herr mit der Frau mißliebige Aluseinanderseuzungen hatten, rettete sich der Hausherr mit seiner Pfeife in die grüne Dämmerung des Gartenhauses, und wie gewohnt schlief er bei den letzten Zügen in seinem Schaukelstuhle ein.

Mit sanftem Schnarchen sank er ins Reich der Träume, das Heben und Senken der atmenden Brust hielt den Schlafenden in leise schaukelnder Bewegung, er bot ein Bild wohlicher Ruhe.

Plötzlich riß ihn ein schmetternder Triller in die Wirklichkeit zurück. O diese vermaledeiten Maler!

Dennoch, er konnte ihnen das Singen bei der Arbeit nicht verbieten. Nicht einmal seine Gattin brachte es übers Herz. Wie heiß es war! Die beiden mußten wohl tüchtig schwitzen auf ihrem Gerüst. Die Sonne im Rücken, das Gesicht der weißen Mauer zugekehrt, welche die aufgenommene Wärme verschwenderisch zurückstrahlte, wurden sie von beiden Seiten angeglüht, daß ihnen die Kehle eintrocknete. Herr Reinhold be-

merkte, wie die Bewegungen langsamer, schwerer, mühsamer wurden und wie beide immer wieder mechanisch den Schweiß von den triefenden Stirnen wischten. Der Gesang verstummte, Herr Reinhold schlief wieder ein. In glühenden Tropfen floß das Sonnengold vom blauen Junihiimmel hernieder. Herr Reinhold erwachte und entledigte sich seufzend seines Kragens. Er blinzerte durchs Blattgewirr. Mit matten Bewegungen fuhren die Pinsel der Maler über die Mauer, die Stille war bedrückend. Wenn doch die Maler sängen!

Plötzlich riß Herr Reinhold die Augen weit auf, träumte er noch? War das wirklich seine Frau, die mit einem wohlgefüllten Mostkrug und vier blanken Gläsern daherkam und die den stummen Malern mit bezaubernder Liebenswürdigkeit zurief:

„Sie laufen Gefahr, auszutrocknen da oben. Machen sie uns das Vergnügen, eine kleine Erfrischung mit uns zu nehmen!“

„Liebe, wackere Frau!“ schmunzelte Herr Reinhold, er verzehr ihr in diesem Augenblick ihre sämtlichen Fehler.

Ihm schien, noch nie hätten die Gläser so hell geglänzt, wie bei ihrer Auflorderung: „Trinken Sie, meine Herren, eine trockene Kehle schenkt keine Lieder!“

Rudolf Weckerle

Der Engel Sibiriens

Endlose Reihen von Wagen fahren durch das Land, vollgepropft bis auf die Trittbretter und die Gepäckneze mit Gefangenen. Ernstes Gesichter blicken todmüde aus den Fenstern. Weithin leuchtet auf anderen Wagen das rote Kreuz im weißen Feld: Verwundentransport. Da trägt einer den Arm in der Schlinge, dort geht einer an der Krücke, und hier fehlt einem die Hand. Da vorne starrt einer mit blicklosen Augen in die Ferne, die schwarze Binde, die seine blinden Augen decken sollte, hat er abgerissen; er kann es immer noch nicht fassen, daß es für ihn keinen Tag mehr gibt. Einige liegen stöhnen auf ihren schmalen Betten, andere fühlen im Narlossenrausch ihre Schmerzen nicht mehr, und wieder andere finden in einer endlosen Ohnmacht Ruhe.

Kriegselend, wohin man das Auge wendet. Wieviel Schmerz, wieviel Not, wieviel abgrundtiefer Grauen ist hier auf kleinem Raum beisammen.

Könnten diese Sätze nicht vor wenigen Tagen geschrieben worden sein, irgendwo in einem der kriegsführenden Länder? Sie sind es aber nicht, sie sind vielmehr die Wiedergabe des ersten Eindrucks, den die 25jährige Elsa Brandström im Herbst 1914 von den Gefangen- und Verwundentransporten erhält, die Petersburg passieren. Dieser Eindruck wird bestimmt für ihr ganzes spätere Leben. Elsa Brandström ist im Jahre 1888 in Petersburg geboren, wo ihr Vater Altattaché an der schwedischen Gesandtschaft ist. Nach drei Jahren siedelt die Familie wieder nach Schweden über, und Elsa wächst mit ihren zwei